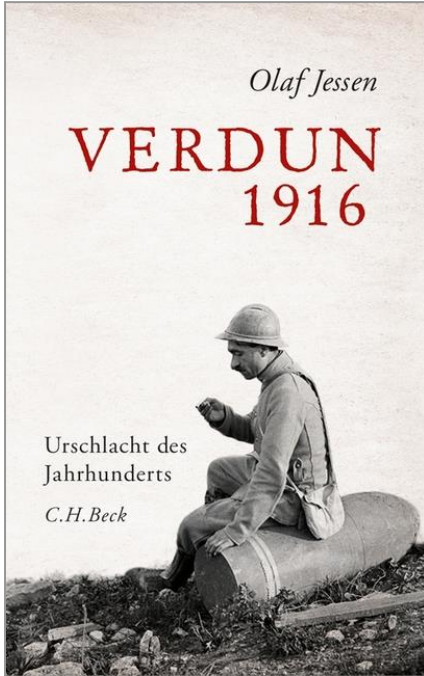


Unverkäufliche Leseprobe



Olaf Jessen
Verdun 1916
Urschlacht des Jahrhunderts

496 Seiten mit 66 Abbildungen und 8 Karten.
Gebunden
ISBN: 978-3-406-65826-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/13007567>

Diese Westfront hat der Teufel erfunden.

ADOLF WILD VON HOHENBORN, 1916

Einleitung

«No boats for the Continent!»¹, ruft der Zeitungsjunge, sein Extrablatt schwenkend: «Keine Schiffe zum Kontinent!» Cordt von Brandis wirkt beunruhigt. Eben ist sein Nachtzug aus Glasgow eingefahren. Nur ungern hat er eine Kajak-Tour abgebrochen. «Was haben wir an herrlichen Aussichten, an Freude an Sonne und Meer, an Spaß mit Seehunden und Delphinen erlebt!»² Doch ihn drängt es nach Hause. Der Leutnant will zu seinem Regiment nach Neuruppin. Wie ganz London weiß auch Brandis im Juli 1914 um die Kriegsgefahr. In der Euston Railway Station nimmt er die U-Bahn zur Victoria Station, kann dort aber kein Ticket nach Köln erwerben. «We don't book for Cologne!», erklärt der Verkäufer: «Are you German?» – «Sind Sie Deutscher?»³ Brandis steigt in die Linie 8, in einen Doppeldeckerbus, um das Konsulat am Bedford-Place zu erreichen. «Bei zunehmender Hitze und Müdigkeit»⁴ nimmt er auf dem Oberdeck Platz. Die Fahrt führt über die Mall bis zum Trafalgar Square, dann rollt das Fahrzeug am Picadilly Circus und am Hyde Park vorbei nach Westen. Neben Brandis sitzt ein jüngerer Passagier, den er bittet, ihm mitzuteilen, wo er aussteigen soll. «Sind Sie Deutscher oder Österreicher?», entgegnet der junge Nebenmann, «jeder Deutsche sieht soldatenmäßig aus.»⁵ Brandis fürchtet, verhaftet zu werden. Dann aber trifft es ihn «wie ein elektrischer Schlag: In den Straßenlärm hinein, ihn vielfach übertönend», mischt sich «ein tiefer Unterton», dem Dröhnen der Brandung vergleichbar, findet Brandis, «das mir in den letzten Wochen so vertraut geworden war». Der Leutnant hört den Gesang einer riesigen Menschenmenge. «Bedford-Place!», erklärt ihm sein Nebenmann, «die Deutschen!»⁶ In der Straße marschieren Reservisten in Kolonnen immer wieder auf und ab. Schwarz-weiß-rote Fahnen flat-

tern. Alle Passagiere sind «völlig verstummt». Auch Schaffner und Fahrer starren auf die Marschierer. Dem Bus schlägt Kriegsgesang entgegen: «Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!»⁷ Begeistert reiht sich Brandis in die Kolonne ein. Neunzehn Monate später werden viele Sänger nicht mehr am Leben sein. Und das Regiment aus Neuruppin wird in einer Schlacht zum Einsatz gelangen, die nicht nur in Europa aufhorchen lässt.

Verdun 1916 – längste Schlacht der Weltgeschichte, Sinnbild des totalen Krieges, Markstein für das 20. Jahrhundert. «So furchtbar kann nicht einmal die Hölle sein»⁸, entsetzte sich ein Augenzeuge. Nie wieder starben mehr Soldaten auf so engem Raum. Deutsche und französische Truppen verloren über 700 000 Soldaten.⁹ Der Erste Weltkrieg zerstörte die Großreiche Deutschlands, Russlands, Österreich-Ungarns und der Türkei. Er war der Anfang vom Ende der Vorherrschaft Europas, zwang die USA auf die Weltbühne, führte zur Gründung der Sowjetunion und bot den Nährboden für den Aufstieg von Kommunismus und Nationalsozialismus.¹⁰ Erfahrungen und Folgen des Großen Krieges haben den Zweiten Weltkrieg vorgeprägt – in so hohem Maße, dass Historiker die Zeit von 1914 bis 1945 als zweiten Dreißigjährigen Krieg bezeichnen.¹¹ Kein Zweifel: Die «Urkatastrophe» des 20. Jahrhunderts prägt noch unsere Gegenwart.¹² Und einer ihrer Wendepunkte war die Schlacht bei Verdun.

Dreihundert Tage und dreihundert Nächte tobte die Urschlacht des Jahrhunderts: vom deutschen Angriff am 21. Februar 1916 bis zum Ende der letzten französischen Großoffensive am 20. Dezember. Sie stieß die Entwicklung moderner Luftwaffen an, durchkreuzte die alliierten Pläne an der Somme, führte zum Sturz der beteiligten Heerführer, verschob die politischen Gewichte in Frankreich und Deutschland. Drei Viertel der französischen Streitkräfte kämpften an den Ufern der Maas. Bei Verdun entbrannte die – bis dahin – größte Materialschlacht der Geschichte. Zugleich bezeichnen die Kämpfe jenen Punkt, an dem die Hauptlast des Krieges von Frankreich auf Großbritannien übergang. Hatte vorher für das Kaiserreich noch die Aussicht bestanden, den Krieg nicht zu verlieren, schwand diese Möglichkeit im Laufe der Schlacht da-

hin. Verdun befeuerte die Dolchstoßlegende, prägte das operative Denken beider Seiten, begünstigte den Bau der Maginot-Linie und legte auch dadurch den Keim für Frankreichs Niederlage 1940 im «Blitzkrieg» der Wehrmacht. Darüber hinaus verdichtete die Schlacht den Charakter des Weltkriegs als zivilisatorische Krise.¹³ Viele Zeitgenossen erkannten eine Art Wasserscheide: vorher Licht, danach Schatten; von der Ordnung ins Chaos; zunächst Glanz, schließlich Elend. Für Historiker markiert der Weltkrieg den Abschluss des bürgerlichen Zeitalters. Es folgten Jahrzehnte, die in Diktatur, Vertreibung, Rassenkrieg und Shoa gipfelten.¹⁴ Fest steht: Zwischen dem Fortschrittsglauben des 19. Jahrhunderts und dem Ausklang einer Ära totaler Völkerkriege stand die Erniedrigung des Menschen zum bloßen «Material». In solchem Licht betrachtet, erscheint Verdun als Inbegriff der Enthegung militärischer Gewalt.

Schlachten sind zu Symbolen für Kriege und Epochen oder schlicht sprichwörtlich geworden. Jedes «Waterloo» bedeutet eine endgültige Niederlage. «Stalingrad» steht für den Zweiten Weltkrieg. «Trafalgar» meint den Krieg unter Segeln. «Issos» beschwört die griechische Phalanx. «Verdun» ist der Erste Weltkrieg – jedenfalls für Franzosen und Deutsche.¹⁵

Warum Verdun? Noch immer hat die Forschung Schwierigkeiten, auf diese Schlüsselfrage eine Antwort zu finden.¹⁶ Um den Sinn der «Blutmühle» strategisch zu erklären, verweisen Historiker gewöhnlich auf die «Weihnachtsdenkschrift» des Generalstabschefs Erich von Falkenhayn. Die französische Armee, behauptete Falkenhayn in seinen Memoiren, sollte bei Verdun «verbluten». Schon Falkenhayns Zeitgenossen misstrauten dieser Begründung.¹⁷ Und das Wort «Ausbluten» weckt Abscheu noch in unserer Gegenwart. So erklärte die Gesellschaft für deutsche Sprache den Begriff «Menschenmaterial» zum «Unwort des zwanzigsten Jahrhunderts».¹⁸ Gerd Krumeich hielt die Weihnachtsdenkschrift für einen «der ungeheuerlichsten Texte des Ersten Weltkriegs»; er sei in Frankreich «berühmt-berüchtigt».¹⁹ Hinter der Weihnachtsdenkschrift, ergänzte Michael Salewski, verberge sich «der unmenschlichste strategische Plan des ganzen Krieges».²⁰

Welchen Plan verfolgte Falkenhayn für 1916? Weshalb ein Angriff auf

Frankreichs stärkste Festung? Warum dauerte die Offensive so lange? Und warum hat die französische Heerführung die Schlacht angenommen? Konnte der Besitz einer Kleinstadt über Sieg oder Niederlage im Weltkrieg entscheiden? Was hat den Schlachtverlauf bestimmt? Wer eigentlich hat den Kampf gewonnen? Das französische Heer, wie fast alle Zeitgenossen glaubten? Oder vielleicht doch die Streitkräfte des Kaisers, wie deutschsprachige Autoren nach dem Krieg erklärten?²¹ Gab es überhaupt einen Sieger? Und wie ist es um die Folgen der Kämpfe bestellt?

Bisher gibt es keine Darstellung der Schlacht bei Verdun, die aus archivalischen Quellen schöpft *und* das Wechselspiel zwischen dem «Krieg des kleinen Mannes» und dem Handeln der Heerführer beleuchtet.²² Die wohl mit Abstand größte Forschungslücke betrifft die deutsche Führungsebene – vor allem aus Gründen, die im Zusammenbruch der militärgeschichtlichen Forschung in beiden deutschen Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg wurzeln.²³ Dabei erscheint die Quellenlage eher günstig. Zwar sind viele einschlägige Akten 1945 bei der Zerstörung des Heeresarchivs verbrannt; doch mit dem Schriftgut der «Forschungsanstalt für Kriegs- und Heeresgeschichte» steht seit 1996 im Bundesarchiv Freiburg eine Ersatzüberlieferung bereit.²⁴ Dieses Schriftgut zur Schlacht entstand Anfang der 1930er Jahre im Zuge der Vorarbeiten zum amtlichen Weltkriegswerk. Jahrelang stellten die Potsdamer Historiker Nachforschungen an. So gibt es Kommentare, Randbemerkungen, Briefe und Stellungnahmen wohl aller damals lebender Stabsoffiziere, die bei Verdun mit operativen Fragen befasst waren: von der Obersten Heeresleitung und dem Oberkommando der Kronprinzenarmee über die Führung der Armee- und Reservekorps bis hinab zu den Stäben der Divisionen. Dutzende Augenzeugen aus den obersten Rängen versahen auf Bitten der Forschungsanstalt die Fahnen des Weltkriegswerkes mit ihren Anmerkungen. Zahllose Hinweise, Stellungnahmen oder Briefe schafften es nicht in die Druckfassung – gelegentlich auch deshalb, weil eine Veröffentlichung politisch unangebracht erschien.²⁵ Die Akten der Forschungsanstalt erlauben einen neuen Blick hinter die Kulissen der deutschen Führung. Weitere Bestände treten ergänzend hinzu: die Erinnerungen des Grafen von der Schulen-

burg-Tressow zum Beispiel, Erster Generalstabsoffizier der Kronprinzenarmee, aber auch die Aufzeichnungen von Frontoffizieren und einfachen Soldaten.²⁶

Wer das Geschehen auf dem Schlachtfeld möglichst ungefiltert nachzeichnen möchte, ist durch die Akten gleichfalls begünstigt. Den Angriff auf das Fort Douaumont etwa haben Dutzende Augenzeugen ausführlich geschildert: vom Bataillonskommandeur über die Kompaniechefs und Zugführer bis hinab zu den Unteroffizieren und Mannschaften. Wohl kein anderes Infanteriegefecht des Krieges ist auf deutscher Seite ähnlich dicht überliefert.²⁷ Die oft ausführlichen, ungewöhnlich offenen Berichte waren ganz überwiegend nicht zur Veröffentlichung gedacht. Und kein Beteiligter hat sie für seine Angehörigen geschrieben, die aus persönlicher Rücksichtnahme oder aufgrund der Zensur üblicherweise kaum Einzelheiten der Kämpfe erfuhren.²⁸ Die meisten Berichtersteller waren erkennbar bemüht, sich möglichst genau zu erinnern. Denn jedermann wusste, dass die eigene Aussage ehrengerichtlich überprüft und mit den Darstellungen anderer Augenzeugen verglichen werden würde. Und so eröffnen die Aussagen der Angehörigen des Infanterieregiments 24 einen raren, fast unverstellten Blick auf das Antlitz des Weltkriegs. Auf französischer Seite ist die Schlachtfeld-Ebene schon seit Jahrzehnten dicht erforscht.²⁹ Ein «Glücksfall» freilich wie die zeitnahe kriegsgerichtliche Untersuchung der Kampfhandlung eines ganzen Bataillons ist französischen Historikern offenbar nicht zu Hilfe gekommen.

Die vorliegende Darstellung nutzt Material auch anderer Archive: des Tagebucharchivs Emmendingen oder des Pariser Nationalarchivs etwa. Aufschlussreich waren private Funde, besonders die Erinnerungen Gerhard von Heymanns, Verfasser des Angriffsentwurfes für *Unternehmen Gericht*.³⁰

Die Abläufe innerhalb der französischen Führung sind besser erforscht als auf der Gegenseite. Die Amtshistoriker der Dritten Republik unterlegten in den 1920er und 1930er Jahren ihr Weltkriegswerk mit dem Abdruck tausender Quellen.³¹ Aber auch dort fehlen Aktenstücke, die politisch heikel erschienen.³²

«Was Kriegsbücher lesbar macht, ist das, was an Geist in der Krieg-

führung stecken kann», so der Historiker und Publizist Sebastian Haffner. «In den Materialschlachten, von denen Verdun eine war», glaubte Haffner, «steckte kein Geist. Es waren geistlose Schlächtereien.»³³ Wer hüben wie drüben in die Chefzimmer der Generalstäbe blickt, macht eine Entdeckung. Sie beunruhigt weit stärker als Berichte über Giftgas und Flammenwerfer: Verdun war eine Schlächtereier – aber keine geistlose.

*Lasst, die ihr eintretet,
alle Hoffnung fahren!*

DANTE ALIGHIERI, UM 1320

Viertes Kapitel

ANGRIFF

Dienstag, 15. Februar. Pillon, Rathaus.¹ Im Gefechtsstand des III. Armeekorps bittet Falkenhayn den Kommandierenden General Ewald von Lochow um sein Urteil zur Lage. Die Lochows entstammen brandenburgischem Uradel. Wohl jeder Offizier im III. Korps weiß, dass Lochow in «Petkus in der Mark»² ansässig ist, auf einem Rittergut mit mehr als tausend Hektar Grund und Boden. Die Märker, glaubte Fontane, «haben in hervorragender Weise den ridikülen Zug, alles, was sie besitzen oder leisten, für etwas ganz ungeheures anzusehen. Eine natürliche Folge früherer Ärmlichkeit, wo das kleinste für wertvoll galt.»³ Bringt Lochow bei einer Parade das Hoch auf Wilhelm II. aus, pflegt er die Wendung «Unser allergnädigster Kaiser und Kriegsherr, König von Preußen» beinahe zu murmeln, um das «Markgraf von Brandenburg» umso lauter zu schmettern. Und so wird Lochow von seinen Soldaten auch «Markgraf» genannt.⁴ Falkenhayn trifft einen General, dessen Selbstbewusstsein nicht zuletzt in seiner Herkunft wurzelt.

Ewald von Lochow lässt am Angriffsplan kein gutes Haar. Seine Bedenken hat er Schmidt von Knobelsdorf schon unterbreitet: Bekomme das III. Armeekorps beim Erreichen der äußeren Fort-Linie «nicht sofort Reserven für die ununterbrochene Weiterführung des Angriffs», werde «der Angriff zum Stehen kommen». Knobelsdorf hat abgewunken: «Bei dem gewaltigen Einsatz von Artillerie ... werden die drei

Armeekorps auch ohne Einsatz von weiteren Kräften sich in den Besitz von Verdun setzen können.»⁵

Nun aber erklärt Lochow gegenüber Falkenhayn, dass auch die Kräfteverteilung fehlerhaft sei. Man müsse «alle fünf Armeekorps auf dem östlichen Maasufer gleichzeitig zum Angriff» ansetzen, mindestens aber «von Anfang an starke Teile» von Gündells V. Reservekorps. Außerdem: «Hinter jedem angreifenden Korps» sei «ein zweites» bereitzustellen, «um einzugreifen, sobald die Angriffskraft der vorderen nachlasse». Falkenhayn erwidert, er selbst wolle sich in die Befehle der Heeresgruppe nicht einmischen. Außerdem könne er, Falkenhayn, hinter den Angriffskorps keine weiteren Truppen bereitstellen, weil «mit feindlichen Angriffen an anderen Stellen der Front» zu rechnen sei. Doch Lochow wiederholt seine Bedenken «in verstärkter Form». Jetzt gewinnt das Gespräch an Schärfe. Es scheine ja, schlägt Falkenhayn tief, als habe Lochow «kein Vertrauen mehr zum III. Armeekorps». Lochow: Da befinde sich Falkenhayn «allerdings sehr im Irrtum». Aber auch die Leute des III. Armeekorps «beständen aus Fleisch und Blut, und Verluste, Witterungsverhältnisse und Anstrengungen erschöpften schließlich die Leistungsfähigkeit auch der besten Truppen. Wenn das III. Armeekorps bis zum Douaumont vorwärts käme, habe es Glück, und wenn es sehr viel Glück habe, bekäme es den Douaumont. Dann aber gelange es in den vollen Bereich der permanenten Festungsbauten, in denen es seine Angriffskraft verzehren werde, und mittlerweile würden doch auch französische Verstärkungen herankommen.»⁶

FALKENHAYN: Dann müssen wir das gewonnene Gelände halten. Die Franzosen werden dann durch flankierendes Artilleriefeuer so in die Zange genommen, dass sie sich schließlich verbluten müssen.

LOCHOW: Werden wir dazu die nötige Munition haben?

FALKENHAYN: In dieser Beziehung habe ich keine Bedenken. Wir haben sehr reichlich Vorrat.

Nach dieser Auseinandersetzung erhält Major Georg Wetzell, Stabschef des III. Armeekorps, einen Anruf von Tappen. Wetzell habe offenbar, empört sich Tappen, Lochow ungünstig beeinflusst. Lochows «ernster Vortrag» habe Falkenhayn «in dem Glauben an den Erfolg des Verdun-Angriffs arg beschränkt».⁷ Und tatsächlich: Im Rathaus von Pillon er-

wähnte der Generalstabschef das «Verbluten» erst dann, als Lochow hartnäckig Zweifel am Angriffsplan geäußert hatte. Schon jetzt schwingt im «Weißbluten» ein Ton der Rechtfertigung mit.

Donnerstag, 17. Februar, 15.00 Uhr.⁸ Romagne-sous-Montfaucon. Vor wenigen Stunden hat der Generalstabschef telefonisch seinen Besuch angekündigt.⁹ In Romagne-sous-Montfaucon, Hauptquartier des VI. Reservekorps, wird Falkenhayn durch Stabsoffiziere empfangen. Den Oberbefehl führt der Kommandierende General Konrad von Goßler. Als Chef des Stabes dient Oberstleutnant Otto Freiherr von Ledebur. Falkenhayn erscheint in Begleitung von Tappen. Auch Schmidt von Knobelsdorf ist aus Stenay gekommen. Goßlers VI. Reservekorps garnisoniert in Schlesien. Vor Verdun hält es am Westufer schon seit 1914 die Gräben, ist also «bodenständig», wie die Generalstäbler sagen. Fünf Tage ist Unternehmen *Gericht* nun schon überfällig. Falkenhayn bittet Ledebur um sein Urteil zur Lage. Mit Nachdruck betont der Oberstleutnant «die Notwendigkeit des gleichzeitigen Angriffs auf dem Westufer». Um seine Meinung «deutlicher als auf der Karte zu veranschaulichen»,¹⁰ schlägt er vor, gemeinsam das Dorf Montfaucon zu besuchen. Vor mehr als einem Jahrhundert hatte bereits Goethe dort Ausschau gehalten, als Schlachtenbummler im Krieg gegen die Revolution.¹¹ Abgesehen vom Gündell-Turm am Ostufer der Maas bietet Montfaucon die beste Aussicht über das Schlachtfeld.¹²

Falkenhayn erklärt sich einverstanden. Gemeinsam mit Ledebur fährt er die Zehn-Kilometer-Strecke im vordersten Wagen. In Montfaucon gibt es kein unbeschädigtes Haus. Auch die Kirche liegt seit Monaten in Trümmern. Ihr Turm allerdings ist weiterhin gangbar. Über eine «enge, dunkle Wendeltreppe»¹³ erreicht die Gruppe den Glockenstuhl. Üblicherweise sitzen hier zwei Beobachter an abgeblendeten Fenstern. Nun aber treten Falkenhayn und Knobelsdorf allein in den Raum. Allzu leicht könnte die «Ansammlung einer erheblichen Anzahl von Personen» im Glockenstuhl «die Aufmerksamkeit des Feindes erregen».¹⁴ Die Generäle haben Glück. Weil es am Nachmittag aufgeklart hat, bietet sich die «bekannte glänzende Fernsicht».¹⁵ Wie auf einem «grandiosen Kriegsspielplan»¹⁶ liegt den zwei Heerführern das Schlachtfeld zu

Füßen. «Wir waren allein auf dem Turm», berichtet Schmidt von Knobelsdorf, «von dem man einen weiten Überblick über den ganzen westlichen Maasufer-Abschnitt hatte. Ich erläuterte das Gelände und beleuchtete die Angriffsaussichten. Eine klare oder gar bindende Zusicherung war nicht zu erreichen, nur ein besinnliches Schweigen.»¹⁷ Falkenhayn sieht das Schlachtfeld offenbar zum ersten Mal.¹⁸ Der Generalstabschef komme «fast nie an die Front»,¹⁹ beobachten Stabsoffiziere. Die Aussicht in Montfaucon gibt zu denken. Alle Forts auf dem Westufer sind gut auszumachen. Am Horizont, weit im Osten, fällt der Blick auf Fort Douaumont.²⁰ Im Glockenstuhl des Turms ist zu erahnen: Blicken französische Artilleristen am Marre-Rücken durch ihre Gläser, können sie auf dem Ostufer auch einzelne Soldaten erkennen. «Unter dem Eindruck dieses gewaltigen Panoramas und der dortigen Besprechung», so Ledebur, erklärt der Generalstabschef, «er gäbe nunmehr die Wichtigkeit, die Einwirkung der feindlichen Artillerie des Westufers auf den Hauptangriff durch den gleichzeitigen Angriff des VI. Reservekorps wirksamer auszuschalten, unumwunden zu.»²¹ Als die Offiziere, zurück in Romagne, voneinander Abschied nehmen, versichert Falkenhayn, Ledebur würde «die weiteren Befehle demnächst erhalten.»²² Am nächsten Abend erhält Knobelsdorf ein Telegramm aus Mézières: «Anforderungen leider doch über unsere Kräfte.»²³ Falkenhayn scheut die Attacke am Westufer. Zwar hat er Zweifel am Angriffsplan erkennen lassen; am Ende aber bleibt sein Denken geprägt durch die Zwänge der Lage: «Mit wie wenig komme ich aus?»²⁴

Sonntag, 20. Februar. Chantilly, Villa Poiret. Erst jetzt scheint Joffre vollkommen sicher: Bei Verdun steht eine Offensive des Gegners bevor, offenbar sogar in den nächsten Stunden. Oberst Dupont, Leiter der Nachrichtenabteilung, hat am 12. Februar «aus normalerweise sehr zuverlässiger Quelle»²⁵ große Ballungen deutscher Truppen vor der Nordfront der Befestigten Region gemeldet. Allerdings stünden zwei weitere «ernste Angriffe»²⁶ bevor: einer im Artois, der andere in der Champagne. Weder Joffre noch Castelnau glauben an einen Durchbruchstoß bei Verdun. Beide halten die bevorstehende Attacke für eine Ablenkungs- oder Eröffnungsoffensive; der Hauptschlag werde an-

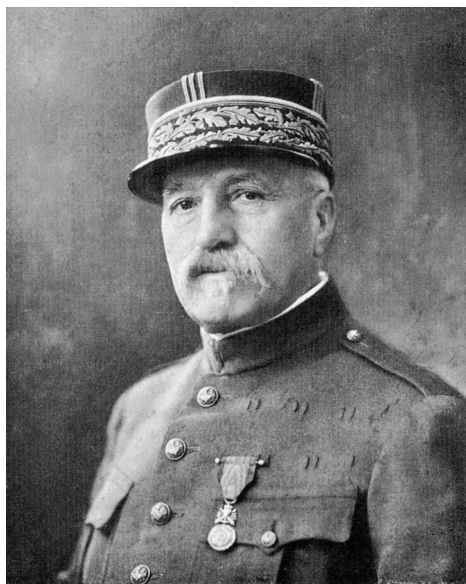
dernorts erfolgen.²⁷ Daher hat Joffre seit dem 12. Februar eher maßvoll Verstärkungen an die Maas verschoben. Vor zwei Tagen allerdings erhielt Feldmarschall Haig die Bitte aus Chantilly, ein Korps der Zehnten Französischen Armee bereits jetzt abzulösen.²⁸ Doch die Masse von Joffres Heeresreserve bleibt nördlich von Paris zur Sicherung der Hauptstadt wie auch in der Picardie, hinter der Nahtstelle zum britischen Expeditionskorps.²⁹ Paris oder die Somme – das sind für Joffre mögliche Ziele eines Durchbruchversuchs. Auch der Nachrichtendienst des *Grand Quartier Général* berichtet von deutschen Plänen, andere Abschnitte der französischen Front anzugreifen.³⁰

Und genau das bestätigt ein Bericht, der den Generalissimus so eben erreicht hat. Verfasser ist Oberst Pierre des Vallières, Leiter der Militärmission im Hauptquartier Haigs. Der Generalissimus weiß: Oberst Vallières, adelig und Sohn einer irischen Mutter, beeindruckt Haig nicht zuletzt durch seine Manieren,³¹ denn der *Chiefs* schätzt Offiziere, die sich trotz französischer Uniform wie Gentlemen benehmen. Umso enger zieht er Vallières jeden Tag ins Vertrauen.³² Entsprechend wertvoll sind dessen Berichte. Heute zum Beispiel hat der Oberst ein Schreiben des britischen Nachrichtendienstes aus London zusammengefasst. Der deutsche Generalstab, heißt es dort, habe entschieden, «zum nächstmöglichen Zeitpunkt einen Großangriff gegen die Westfront der Verbündeten zu führen ... unter Einsatz von mindestens einer halben Million Mann, mit dem Ziel, Frankreich aus dem Felde zu schlagen». Der Hauptstoß werde sich gegen «Frankreich allein»³³ richten. General John Charteris, Leiter von Haigs Nachrichtendienst, glaube nicht, berichtet Vallières, dass die Deutschen bei Verdun auf einen Durchbruch zielten. «Die Vielzahl der Verteidigungsanlagen dort, die Maas, die Argonnen» sehe Charteris «als unüberwindliche Hindernisse für die Bewegung großer Truppenmassen». Vallières urteilt ähnlich: «Vor Verdun wird nur eine große Demonstration stattfinden mit dem Ziel, unsere Reserven dorthin zu ziehen und die französische öffentliche Meinung zu erschüttern. Der Durchbruch wird von den Deutschen in einer Gegend versucht werden, die für eine schnelle Verschiebung von Truppen, Artillerie und Nachschub günstig erscheint, zum Beispiel in der Champagne, wo der Boden im März tragfähig ist.»³⁴

Haig hingegen, erläutert Vallières, befürchte einen deutschen Hauptangriff an seiner Front in Flandern, wahrscheinlich mit Stoßrichtung Calais. Solche Ansichten hält Vallières für beinahe dümmlich: «Diese Angriffsrichtung ist aber zu dieser Jahreszeit die am wenigsten wahrscheinliche, wegen des ungünstigen Wetters, wegen des Geländes; ich weise nur deshalb auf diese Meinung hin, um zu betonen, dass General Haig persönlich viel schwieriger zu überzeugen sein wird als sein Generalstab und dass andererseits die Demonstrationen, die der Feind mit Sicherheit unternehmen wird, ... das britische Oberkommando zweifellos beeindrucken werden.»³⁵ Auf Beobachter in Saint-Omer macht Vallières einen niedergeschlagenen Eindruck. Tatsächlich bedrückt den Oberst die Aussicht auf eine Attacke bei Verdun.³⁶ Offenbar wird der deutsche Hammer abermals den französischen Amboss treffen. In seinen Tagebüchern bezeichnet Vallières Großbritannien als «perfides Albion».³⁷ Wohl auch deshalb legt er dem Generalissimus nahe, einen starken Entlastungsangriff von Haig zu fordern, mit mindestens fünfzehn Divisionen. Zwar habe die Dritte Britische Armee unmittelbar nördlich der Somme – und nur dort könne eine Entlastungsattacke erfolgen – keinerlei Vorkehrungen getroffen; dennoch sei der britische Stoß die «beste Antwort»³⁸ auf eine deutsche Verdun-Offensive. Fest steht: Es wäre ungefähr jene Antwort, die Falkenhayn erhofft und erwartet.

Sonntag, 20. Februar. Chantilly, Hotel «Le Grand Condé». Während Joffre in der Villa Poiret an seinem Schreibtisch sitzt, greift Castelnau im *Grand Condé* zum Telefon. Der General lässt sich mit dem Stab der Heeresgruppe Mitte verbinden. In Avize kommandiert General Fernande de Langle de Cary. Ihm untersteht die Front von Soissons bis Saint-Mihiel, also auch die Befestigte Region Verdun. Am Apparat ist Stabschef Oberst Jacquand. Mit ihm pflegt Castelnau ein Vater-Sohn-Verhältnis. Der Oberst, hat Castelnau vor wenigen Wochen erklärt, sei «die beste Feder meines Flügels».³⁹ Nun bekommt Jacquand eine Art Weckruf. Gleichzeitig verspricht Castelnau, zwei frische Korps nach Verdun zu entsenden:

**General Édouard de Castelnau, im
Februar 1916 Chef des Stabes im
Grand Quartier Général**



CASTELNAU: Sie werden ... nicht lange im Voraus gewarnt sein. Bringen Sie sich und Ihre Leute in Schwung!

JACQUAND: Werden Sie uns nicht besuchen?

CASTELNAU: Ich habe viel zu tun, und man lässt mich nicht dorthin gehen, wohin ich will. Ich werde Ihnen das XX. Armeekorps schicken, das bei der Heeresgruppe Ost keine Verwendung hat; es wird bei Ihnen morgen in der Gegend von Bar-le-Duc eintreffen. Außerdem werde ich Ihnen das I. Armeekorps nach Vitry schicken; aber eine seiner Divisionen wird die Gräben nicht vor morgen Mittag verlassen haben.

JACQUAND: Wir werden vielleicht nicht wissen, wohin mit Alledem. Es wird nicht genügend Unterkünfte geben.

CASTELNAU: Es gibt das Himmelszelt. Mit Ihrem System würden wir achtundvierzig Stunden zu spät dran sein.⁴⁰

Gleichsam fünf nach zwölf will Castelnau das Kräfteverhältnis weiter verbessern. Doch das XX. Armeekorps steht westlich Épinal, das I. Korps an der Marne im Raum Épernay. Um die Verdun-Front zu erreichen, benötigen beide Verbände mindestens drei bis fünf Tage.⁴¹ Einen noch längeren Weg muss das XIII. Korps zurücklegen, das Joffre von der Heeresgruppe Nord in Marsch setzt. Der Kampf um Verdun wird auch ein Wettlauf gegen die Zeit.

Immerhin: Vor acht Tagen, am 12. Februar, dem ursprünglichen Angriffstermin, verfügte die Befestigte Region über nur fünf Divisionen; mittlerweile stehen General Herr mehr als neun Divisionen zur Verfügung.⁴² Schlechtes Wetter hat sieben Wochen lang den Aufmarsch des Angreifers gedeckt; nun ermöglicht es dem Verteidiger das Heranziehen weiterer Kräfte. Dennoch erscheint das Übergewicht der Deutschen vor allem artilleristisch noch immer erdrückend.⁴³

Sonntag, 20. Februar. Chantilly, Villa Poiret. Nach dem Bericht aus der Feder von Oberst Vallières erhält der Generalissimus eine Absage Haigs: Der Feldmarschall verweigert jede Teilablösung der Zehnten Armee. «Sie werden sich erinnern», schreibt Haig, «dass ich – während ich der schrittweisen Ablösung Ihrer Zehnten Armee im Grundsatz zugestimmt habe, sobald dafür Truppen zur Verfügung stehen – nicht in der Lage war, eine Durchführung in absehbarer Zeit zu versprechen; *«l’hiver prochain»* war der Zeitpunkt, den ich tatsächlich genannt habe.»⁴⁴ Laut Protokoll hat Haig am 14. Februar keineswegs vom «nächsten Winter» gesprochen, sondern vom «Herbst»;⁴⁵ der Feldmarschall verweigert nicht nur jedes Entgegenkommen, sondern will den Generalissimus sogar noch länger warten lassen. Darüber hinaus habe man am Valentinstag, fährt Haig fort, sämtliche Pläne unter der Bedingung erörtert, «dass wir entweder die Initiative behalten oder aber die Deutschen im nächsten Frühjahr ihre Hauptoffensive gegen Russland richten würden; die neueren Entwicklungen machen aber einen deutschen Angriff an der Westfront wahrscheinlich, in großem Umfang und zu einem frühen Zeitpunkt – eine Situation, die wir nicht diskutiert haben.»⁴⁶ Zwar spreche Vieles für einen Angriff bei Verdun; doch der Hauptschlag werde wahrscheinlich andernorts geführt. Haig fürchtet wahrhaftig um die britische Front: «Obwohl wir von einer beträchtlichen Truppenkonzentration bei Verdun wissen, haben wir auch zuverlässige Hinweise auf deutsche Truppenbewegungen nach Belgien.» Der Hauptstoß könne «irgendwo zwischen Nordsee und Somme» erfolgen. «Solange diese Möglichkeit besteht, ist es für mich unabdingbar, alle Divisionen in der Hand zu behalten, die ich noch als Reserve besitze.»⁴⁷ Gleichwohl stellt Haig einen britischen Entlastungsangriff in

Aussicht, falls sich herausstellen sollte, «dass der Feind seinen Hauptstoß südlich der Somme führen will»,⁴⁸

Vallières, Joffre, Castelnau, Charteris und Haig – sie alle glauben nicht, dass Falkenhayns Verdun-Offensive auf einen Durchbruch zielt. Kein Wunder: Das Festungsgelände muss ein Zurückweichen des «Frontbandes» für den Angreifer noch verlustreicher als üblich gestalten – vorausgesetzt freilich, dass dieses Band wirklich zurückweichen kann, die Festung also nicht um jeden Preis verteidigt werden soll. Aber weder Joffre noch Castelnau haben die Absicht, Verdun bedingungslos zu halten.⁴⁹ Vallières wiederum fordert massive britische Entlastungsangriffe, obwohl ihm Haigs Truppen völlig unvorbereitet erscheinen. Und der Feldmarschall stellt eine solche Entlastungsoffensive tatsächlich in Aussicht. Sein Versprechen soll eine bittere Pille versüßen: Denn Haig verweigert jede Teilablösung der Zehnten Armee und damit den Aufbau französischer Zusatzreserven. Wüsste Falkenhayn um die Lage beim Gegner – er wäre zweifellos hochzufrieden.

Sonntag, 20. Februar. Sektor Verdun, Caures-Wald. Nach Einbruch der Dunkelheit herrscht klirrender Frost.⁵⁰ Oberst Driant sitzt im Gehöft Mormont, seinem Hauptquartier, östlich von Höhe 344.⁵¹ «Heute Abend», schreibt er einem Freund, «gehe ich in Gedanken all diejenigen Männer und Frauen durch, derer ich vor dem Sturm gedenken will. Ich meine hiermit den deutschen Angriff, den wir von einem Tag auf den anderen erwarten ... Ich verspüre eine gewisse Befriedigung, diesen Angriff vorhergesagt zu haben. Viele ... Jäger ... werden in acht oder fünfzehn Tagen nicht mehr da sein, und das stimmt mich traurig ... Sei's drum! Das ist der Krieg ...».⁵² Driant schreibt auch seiner Frau Marcelle: «In Eile nur ein paar Zeilen, denn ich will hinaufgehen und meine Leute aufmuntern, die letzten Vorbereitungen begutachten ... In Gottes Namen! Ich werde mein Bestes tun, siehst Du, und ich bin ganz ruhig. Ich habe immer so viel Glück gehabt, dass ich auch diesmal an mein Glück glaube. Der Sturmangriff kann in dieser Nacht losgehen wie auch um einige Tage verschoben werden. Aber ausbleiben wird er nicht. ... Meine armen Bataillone, die bis jetzt ziemlich verschont geblieben sind! ... Wer weiß! Aber wie klein man sich in solchen Stunden fühlt!»⁵³



Oberst Émile Driant mit Handkamera

Sonntag, 20. Februar. Sektor Verdun, Villers-les-Mangiennes. 23.15 Uhr. Generalleutnant Victor Kühne geht ohne Begleitung durch Villers-les-Mangiennes. Das Dorf beherbergt den Stab der 25. Infanteriedivision aus Darmstadt, die zum XVIII. Armeekorps gehört. Die Division steht unter Kühnes Kommando. Morgen sollen die Darmstädter im Caures-

Wald kämpfen. Zwischen zwei Regimentern war ein «heftiger Streit um die Ehre des ersten Angriffs»⁵⁴ entbrannt. Kühne hat ihn gestern geschlichtet. Wie alle Angriffstruppen soll auch sein Verband zunächst «vorfühlen», bis zu welchem Grade das Geschützfeuer die Gräben des Gegners wirklich zerstört hat. Kühne hat klare Befehle erteilt: Am ersten Angriffstag sollen Patrouillen Punkt 16.00 Uhr nach der Vorverlegung des deutschen Artilleriefeuers «durch den Caures-Wald in südliche Richtung» vorstoßen und feststellen, welche Stellungen weiterhin besetzt sind. «Die Erkundungsabteilungen müssen bis zum 22.2. 6.00 morgens in unsere Stellungen zurückgekehrt sein.»⁵⁵ Erst am zweiten Angriffstag ist der Caures-Wald «in einem Zuge»⁵⁶ zu stürmen. Über den Gegner weiß Kühne dank Flieger-Luftbildern recht gut Bescheid. Im Caures-Wald, so Kühne, sei «eine aus drei Linien bestehende Verteidigungslinie»⁵⁷ zu durchbrechen. Die ersten beiden Linien lägen zwei- bis dreihundert Meter auseinander, verbunden durch mehrere Zwischenglieder. Die dritte Stellung befinde sich fünfhundert Meter dahinter. An einzelnen Punkten sind auf den Luftaufnahmen auch Blockhäuser zu erkennen.

Um selbst Kraft zu schöpfen, streift Kühne noch einmal durch Villers, «das den ganzen Tag hindurch von eifrigster, lärmendster Tätigkeit erfüllt gewesen war. Jetzt war es still, – ganz still, kein Laut mehr zu hören. Das Mondlicht lag ... auf den überschwemmten Wiesen; selbst der Schmutz der Straße glänzte wie Silber. Und der Gegensatz zwischen dieser wunderbaren Ruhe und Schönheit und dem furchtbar Großen, das uns erwartete, war tief ergreifend. Unvergesslich.»⁵⁸ Ähnlich still wird es in den nächsten dreihundert Nächten nie wieder werden.

Montag, 21. Februar. Sektor Verdun, Kap der guten Hoffnung. 7.00 Uhr.

Leutnant Radtke, Zugführer bei den Vierundzwanzigern, blickt aus seinem Stollen. Die Wolken sind verschwunden. Mit «herrlichem Sonnenschein und klarblauem Himmel», so Radtke, beginnt der erste Schlachttag bei Verdun: «Deutsche Flieger und nochmals deutsche Flieger» summen «wie die Libellen in der klaren Luft herum».⁵⁹ Um den Angriff der Infanterie zu schützen, hat Schmidt von Knobelsdorf den Aufbau einer «Luftsperre» befohlen. Außerdem stehen zehn Kilometer hinter

der vordersten Linie zwölf Fesselballone am Himmel. In ihren Körben können je zwei Beobachter telefonisch das Feuer der Geschütze leiten.⁶⁰ 7.12 Uhr: Der Kronprinz erteilt den Angriffsbefehl. Im Wald von Warphémont erzittert der Boden. Unternehmen *Gericht* hat begonnen. Ein 38-cm-Fernkampfgeschütz, der «Lange Max», verfeuert die erste Granate. Damit das Trommelfell nicht reißt, legen Marineartilleristen beide Hände an die Ohren und öffnen die Münder. Ursprünglich war der «Lange Max» für den Einsatz auf Linienschiffen gedacht. Und so kommandiert im Warphémont-Wald ein Korvettenkapitän die Artilleristen. Noch schleudern zwei weitere Riesengeschütze in betonierten Bettungen ihre 760-Kilo-Geschosse dreißig Kilometer in Richtung Verdun.⁶¹ Das Feuer zielt auf Zitadelle, Bahnhof und Brücken.⁶²

Was unmittelbar nach dem Abschuss im Wald von Warphémont geschieht, können alle Augenzeugen nur in bildlicher Sprache beschreiben. Haupt, der «Feldgraue», beobachtet das Schauspiel südöstlich von Azannes: «Es rauscht über uns hinweg wie ein D-Zug, es glitscht und schliddert, es schlürft und seufzt, es knurrt und murrst und bricht sich hundertfältig wieder im Gelände. Hart schlagen die Langrohrkanonen und kläffen die Feldgeschütze, es kracht die Haubitze, dumpf dröhnen die Mörser, heulend und jaulend schraubt es sich durch die Lüfte. Und drüben? Drüben steht die Welt auf dem Kopfe, ganze Bäume werden mit den Wurzeln himmelwärts aus dem Herbebois herausgerissen und schwarze Schwadenpinien wachsen aus Qualm und Blitz empor.»⁶³ In Montmédy zittern die Fensterscheiben.⁶⁴ Sogar hundertfünfzig Kilometer entfernt, an der Vogesenfront, ist plötzlich andauerndes Grollen zu hören; auch der Boden zittert, ähnlich einem ständigen Trommelwirbel, den Paukenschläge übertönen.⁶⁵ Noch sechzig Kilometer hinter dem Schlachtfeld sind Bilder an Wohnzimmerwänden in «fortwährender, zitternder Bewegung».⁶⁶

Leutnant Radtke sitzt in seinem Stollen wie im Auge des Orkans: «Das Schauspiel, das sich uns bot, war überwältigend. Man hörte die riesigen Geschosse aufheulend heranorgeln und fauchend und knatternd über uns hinwegrauschen. Die ganz schweren Geschosse, die «Langen Maxe», ... rauschten mit tiefem Brummbass vorüber. Mit ganz kurzem Knall beim Abschuss und hellem Zischen sausten die leichten Ge-

schosse ... vorüber. Es war ein Höllenkonzert von gewaltiger Schönheit, eine Sinfonie des Teufels.»⁶⁷

Gegen 9.00 Uhr, nach fast zwei Stunden Dauerfeuer, nimmt ein anderer Offizier der Vierundzwanziger plötzlich neue Geräusche wahr. Seine Kompanie gehört zur ersten Angriffswelle und wartet im vordersten Graben: «Da ... ein furchtbarer Krach, dass der Unterstand in seinen Fugen wackelt. ... Es sind unsere Minenwerfer, die ihre Tätigkeit beginnen. Die besonders scharfen Explosionen ihrer Geschosse übertönen alles. ... Wie der Pfeil vom Flitzbogen, deutlich sichtbar, schnellen die Riesengeschosse ... fast senkrecht empor. In einer Höhe von 4 bis 500 Meter [sic] sieht man sie, klein wie eine Bierflasche, einen Moment in der Luft stillstehen, dann mit der Spitze nach unten, breit torkelnd, mit drohendem Gezisch und Gesause nach unten stürzen. Einen Moment später sieht man eine mächtige Rauchwolke ... erscheinen, dann ein geradezu infernalischer Krach: eine Detonation, so wahnsinnig kreischend, krachend und berstend, dass man zusammenfährt. Ungefähr 500 Meter über der Explosion schwebt einen Augenblick ein zitternder Luftregenbogen. Dann hört man die sausenden Sprengstücke einschlagen, die bis in die Nähe des eigenen Grabens fliegen und alles zum Deckungsuchen zwingen.»⁶⁸

Die Wirkung schwerer Minenwerfer im Caures-Wald schildert Victor Kühne, Befehlshaber der Division aus Darmstadt: «Wie schwere Gewitterschläge brüllend verrichten die detonierenden Minen in der feindlichen Stellung ihr Zerstörungswerk. In die aufquellenden Rauchmassen mischen sich nicht nur Wolken der aufgerissenen Erde, sondern auch Baumstämme, Balken, Drahtfetzen, Menschenleiber – ein Anblick, der die Phantasie eines Dante in seiner furchtbaren Größe und Schrecklichkeit überbietet. Staunend und erschüttert sieht die Infanterie vor sich die Arbeit der Schwesterwaffe.»⁶⁹ Mittlerweile steigt über den *Côtes* breiter, dichter Rauch bis in große Höhen empor. Inmitten dieser Wand aus Wolken und Staub leuchten regelmäßig große, dunkelrote Scheiben auf – sie verraten das Platzen von 35,5-cm-Schrapnells im französischen Hinterland, verfeuert durch deutsche Marinekanonen. Explodieren 42-cm-Granaten der «Dicken Berthas», stehen minutenlang schwarze Rauchwolken «wie große Pinien zusammengeballt über dem Boden»,⁷⁰

so Tappen, der das Schauspiel mit Falkenhayn auf den Höhen südwestlich von Pillon verfolgt. Selbst dort riecht es so stark nach Kampfgasen, dass die Augen tränen.⁷¹

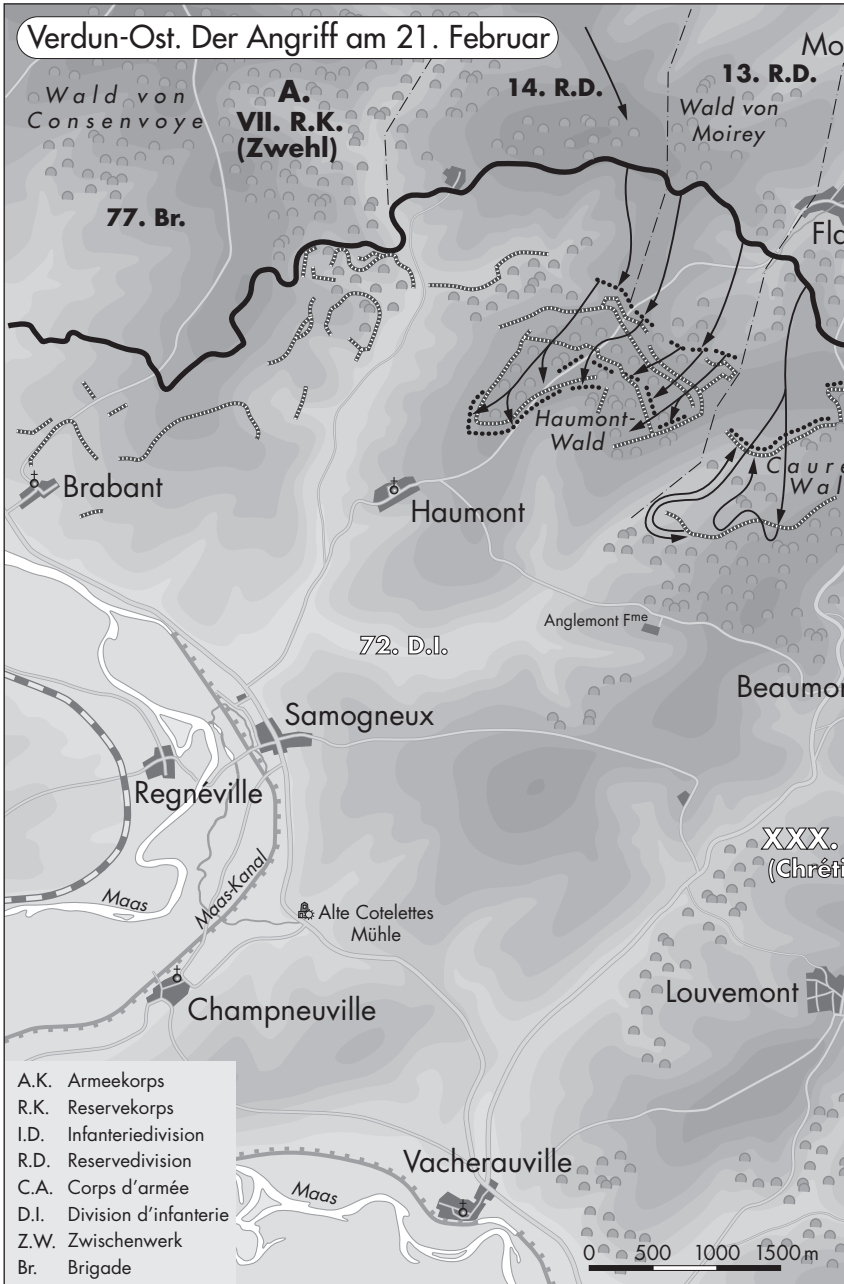
Im Übrigen schießen die Artilleristen nach Karte. Quadrat für Quadrat frisst sich der Eisenhagel durch die Wälder. Das planvolle Fortschreiten des Zerstörungswerkes beobachtet Marc Stéphane, fünfundvierzig Jahre alt, Schriftsteller, Kriegsfreiwilliger und Korporal bei den Jägern des Oberst Driant. Stéphane, von seinen Kameraden «Großvater» gerufen, glaubt sich in einem Orkan, bei dem es Pflastersteine regnet. Weil sein eigener Kompaniestand noch halbwegs sicher erscheint, kann er verfolgen, wie sich der Geschossregen Geländequadrat für Geländequadrat über die Stellungen ergießt. Stéphane fühlt sich an den Strahl eines Gartenschlauchs erinnert.⁷² Im Caures-Wald hat Oberst Driant jede Verbindung mit den vorderen Gräben, aber auch mit den Stäben im Hinterland verloren. Sämtliche Telefonverbindungen sind gekappt. Pater Martimprey erteilt einigen Jägern, darunter Driant, die Absolution.⁷³

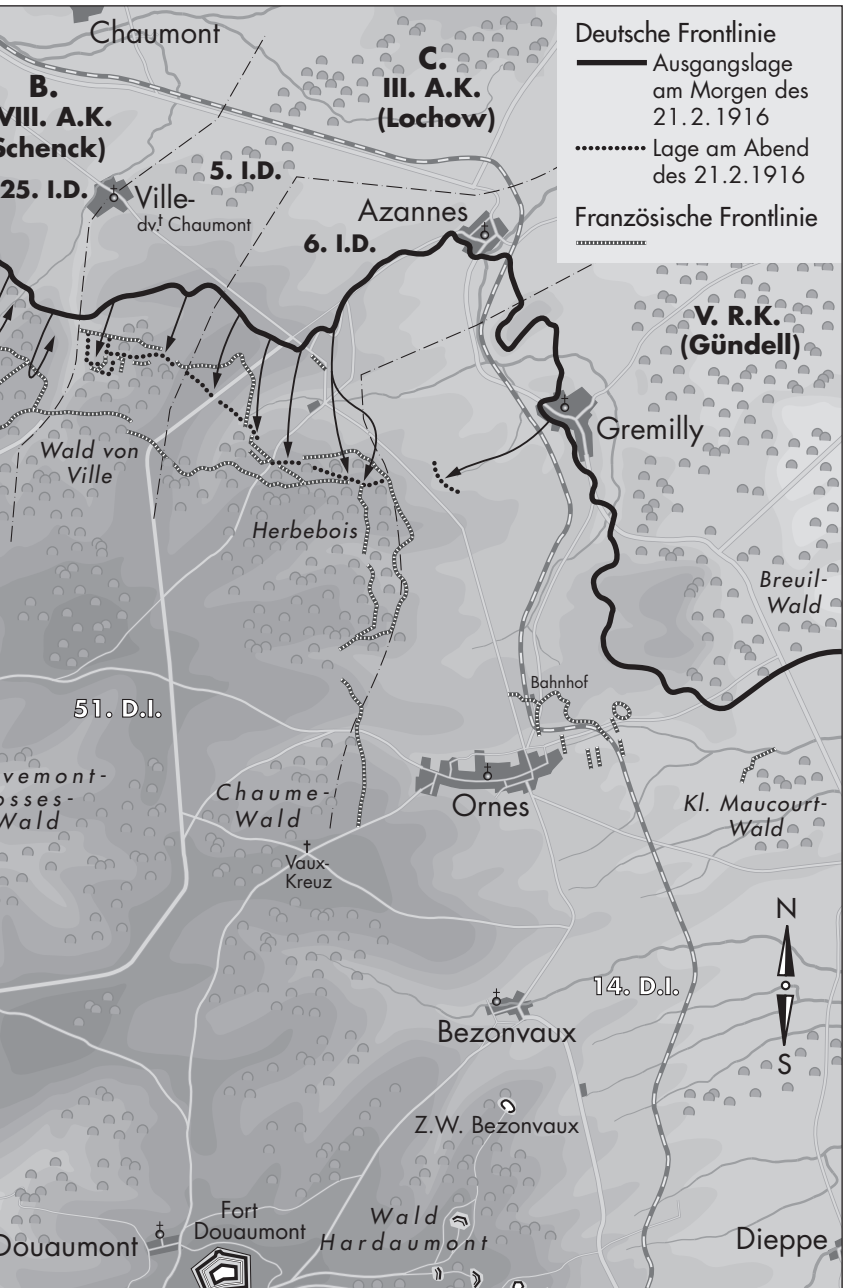
Wie es Soldaten im Eisenhagel ergeht, haben Überlebende geschildert. Möglichst tief in die Gräben gepresst, können die Männer, wenn überhaupt, nur noch bruchstückhafte Gedanken fassen: «Ich lebe noch. Ich werde sterben. Ich leide. Ich werde ersticken. Heiliger Gott im Himmel, verzeih mir, hilf!»⁷⁴ Einige bemerken nach längerer Zeit, dass sie pausenlos wimmern. Bei anderen versagen die Schließmuskeln.⁷⁵ Granatsplitter, die nicht einmal zwei Männer anheben können, schneiden als gezackte Riesenbrocken Menschen der Länge nach oder in der Mitte entzwei, hämmern Schädel wie durch Keulenschläge in den Brustkorb hinein oder zerstampfen Körper bis zur Unkenntlichkeit. Leichenfetzen oder Eingeweide landen in den Bäumen.⁷⁶ Der französische Feldwebel Paul Dubrulle beschreibt die Angst vor dem Zerrissen-Werden: «Wenn man von ferne das Pfeifen hörte, so zog sich der ganze Körper zusammen, um der maßlosen Gewalt der Explosionswellen standzuhalten, und jede Wiederholung war ein neuer Angriff, eine neue Erschöpfung, ein neues Leiden. Dieser Belastung können auch die besten Nerven nicht lange widerstehen ... Es ist vielleicht am ehesten mit der Seekrankheit zu vergleichen ... Durch die Kugel zu sterben, scheint

nicht schwer; dabei bleiben Teile unseres Wesens unversehrt; aber zerrissen, in Stücke gehackt, zu Brei zerstampft zu werden, ist eine Angst, die das Fleisch nicht ertragen kann ...».⁷⁷ Da mag es fast trösten, dass berstende Granaten auch Über- und Unterdruck in den Organen verursachen können; dann reißen die Lungen oder es kommt zu Gehirnblutungen. Äußerlich bleiben die Opfer unversehrt.⁷⁸

Im Caures-Wald steht Hilfssanitäter Magnelot an der hintersten Auffanglinie, im Sanitätsposten, unweit des Bunkers von Oberst Driant: «Von allen Seiten kommen Schreie, Klagen, Rufe. Jäger, die in dürftigen Unterständen aus Baumstämmen Zuflucht gesucht haben, wärmen sich, so gut es geht, an kleinen Feuern. Es gibt viele Verwundete. Einige haben ... schwere Verbrennungen erlitten.» Die Verletzten wirken «erstarrt, schweigend, zusammengesackt» und zucken «bei hohen Pfeiftönen und Einschlägen aller Kaliber» stets aufs Neue zusammen. «Abgestumpft durch den höllischen Lärm, könnte man verrückt werden. ... Man denkt an diejenigen, die man liebt, an seine Familie, seine Frau, seine Kinder, an das glückliche Leben von früher, an die Ungewissheit von heute.»⁷⁹ Auch der Bunker Driants erhält einen seitlichen Treffer: ein Leutnant tot, neun Mannschaften verwundet, manche verschüttet. Als man die Jäger ausgräbt, rennt ein Verletzter unter wahnwitzigem Gelächter davon.⁸⁰ Um 15.00 Uhr steigert sich der Beschuss zum Trommelfeuer. Jetzt verbrauchen die deutschen Geschütze noch einmal das Drei- bis Vierfache der Munitionsmenge, die sie bisher stündlich verschossen haben.⁸¹ Und so tobt ein Artilleriefeuer, «wie es bisher in der Kriegsgeschichte aller Völker noch nicht zu verzeichnen ist».⁸²

Montag, 21. Februar. Sektor Verdun, südöstlich von Azannes. 16.00 Uhr. Seit neun Stunden feuern die deutschen Geschütze ohne Pause. Allmählich beginnt es zu dämmern. Bei der Division Kühnes tragen Zufallstreffer der französischen Artillerie «die ersten Verluste in die mit Sturmtruppen gefüllten Angriffsgräben».⁸³ Weiter links, an der Höhe südöstlich von Azannes, beobachtet Haupt in seinem «Balkon»,⁸⁴ wie die eigenen Batterien das Feuer vorverlegen. Nun beschießt die Artillerie auch Dörfer wie Bezonvaux oder Vaux, wo noch immer Zivilisten leben. Wer kann, ergreift spätestens jetzt dort die Flucht.⁸⁵ Haupts Kom-





panie gehört zur Regimentsreserve, ist also am «Vorfühlen» im Herbebois nicht beteiligt. Punkt 16.00 Uhr klettern Pioniere und Infanteristen entlang einer zehn Kilometer langen Front zwischen Azannes im Osten und Consenvoye im Westen aus ihren Gräben. Im Abschnitt der Vierundzwanziger, vor dem Herbebois, winden sich die Züge «durch die Sturmgassen, die Gruppen lösen sich auf und in ganz lichter Schützenlinie geht es in Marsch-Marsch und Schritt auf den Feind, dessen Stellung noch unter Qualm liegt. Die Sturmentfernungen schwanken zwischen 400 bis 900 Meter.»⁸⁶ «Sturmentfernung» – das ist die Wegstrecke im Niemandsland.

Wie befohlen, stoßen nur «Offizierspatrouillen» vor, Züge in einer Stärke von etwa vierzig Mann.⁸⁷ An der Spitze laufen Pioniere mit Drahtscheren und Handgranaten-Trupps. Dahinter folgen Schützen der Infanterie, begleitet von Flammenwerfer-Trägern und Artillerieoffizieren. Letztere sollen mit den eigenen Batterien Verbindung halten.⁸⁸ Im Gefechtsstreifen der Vierundzwanziger sind die meisten Verteidiger aus ihrem vordersten Graben – dem «Knochengraben» – schon während des Artilleriefeuers in Scharen geflüchtet. Nun aber erleben die Vierundzwanziger eine Enttäuschung. Denn der Widerstand ist keineswegs gebrochen. Die Züge von drei Kompanien am rechten, westlichen Flügel des Regiments werden durch den Beschuss eines französischen Maschinengewehrs aus dem Ville-Wald weit nach links abgedrängt, «in eine Mulde»⁸⁹ am Westrand des Herbebois. Vorteil der Verteidiger im Stellungskrieg: Zwei Schützen an einem Maschinengewehr zwingen ungefähr dreihundert Angreifer in Deckung.

Auch im Herbebois regt sich jetzt Gegenwehr. Niedrige, gut getarnte Blockhäuser, «selbst auf wenige Schritte»⁹⁰ nicht erkennbar, dienen MG-Schützen als Unterstand. Mehrere Blockhäuser haben den Beschuss überstanden. Es sei unmöglich, gesteht Radtke, «diese Stellung durch Artilleriefeuer zu fassen, weil auch der beste Artilleriebeobachter seinen Geschützen kein genaues Ziel angeben»⁹¹ könne. Außerdem: Die weitaus meisten Granaten aller Streitkräfte des Weltkriegs besitzen einen eher geringen Sprengstoffanteil. Nur dank sehr starker Eisenmängel halten sie den Belastungen während des Abfeuerns stand. Zweck der Granaten ist es, als Nebenwirkung zur Explosion möglichst

viele Splitter zu streuen.⁹² Die meisten Geschosse sind daher mit Aufschlagzündern versehen. Die Detonationen verursachen riesige Erd- und Rauchfontänen; sie streuen mit Hochgeschwindigkeit große Splitter – aber die Sprengwirkung gegen Unterstände ist nicht durchweg vernichtend. Und schließlich verfügen die Zünder über keine so große Empfindlichkeit, dass die Granaten bei der geringsten Berührung mit Draht explodieren. Dadurch verpufft ihre Sprengwirkung weitgehend im Erdreich unterhalb der Verhaue; das aber zerstört den Stacheldraht meist nicht, sondern schleudert ihn lediglich in die Höhe.⁹³

Auch im Herbebois sind viele Blockhäuser und Drahtverhaue unversehrt. «Im Walde selber», so Haupt, «sperren unzerstörte Hindernisse, dahinter hoher Maschendraht, das weitere Vorkommen.»⁹⁴ Viele Gräben werden durch fünfzig Meter breite Hindernisse «aus Drahtböcken und Stacheligeln»⁹⁵ geschützt. Unauffällige Schussschneisen durchziehen kreuz und quer den Wald. Wer ahnungslos in solche Durchhaue tritt, wird beinahe unfehlbar getötet, während seine Kameraden ergebnislos rätseln, woher die Schüsse eigentlich kommen. Auch auf den Bäumen sitzen französische Schützen.⁹⁶ Vergeblich wollen Pioniere den Stacheldraht durchschneiden. Einem Unteroffizier, die Drahtschere fest in der Hand, wird durch eine Handgranate das Bein abgerissen.⁹⁷ Die Natur hilft dem Verteidiger. «Zwischen hohen Laubbäumen, Eichen und Buchen», so Brandis, wuchert «dichtes Gebüsch in mehr als Mannshöhe, von Brombeergerank fast undurchdringlich durchflochten».⁹⁸ Querschläger im Holz machen die Suche nach Deckung zum Glücksspiel.⁹⁹

Als die Sonne am Horizont verschwindet, hat wieder Schneegestöber eingesetzt. Die Vierundzwanziger liegen in «mit Schneewasser gefüllten Trichtern»¹⁰⁰ oder auf freier Erde. Offiziere wie Unteroffiziere «springen von Gruppe zu Gruppe, um die ... Abwehr zu organisieren. Melder suchen Verbindungen, Fernsprecher strecken Leitungen ...».¹⁰¹ Auch Sanitätsunteroffiziere und Krankenträger verrichten ihre Arbeit. Zugleich dröhnen unaufhörlich «die schweren Roller», so Brandis, und grollen «die Blitze ihrer Abschüsse durch das Dunkel».¹⁰² Auch wegen des Frostes ist an Schlaf nicht zu denken. Die Vierundzwanziger liegen am Herbebois fest.

Montag, 21. Februar. Saint-Omer, Rue Saint-Bertin. Im britischen Hauptquartier ist die Nachricht vom Beginn der Schlacht längst eingetroffen. Noch gestern wollte Haig seine Antwort auf die deutsche Offensive aufschieben, bis für seine eigene Front in Flandern keine Gefahr mehr bestünde. Doch die Gespräche mit Vallières und Charteris haben offenbar Wirkung gezeigt. Denn jetzt zögert er keine Sekunde: Haig trifft Vorkehrungen für einen raschen, kräftigen Entlastungsstoß seiner Dritten Armee unmittelbar nördlich der Somme. «In diesem Augenblick», lässt er Joffre wissen, «haben zehn Divisionen der Dritten Armee begonnen, das Angriffsgelände vorzubereiten.»¹⁰³ Marschbefehle für fünf weitere Divisionen und mehrere Batterien schwerer Geschütze sind ergangen. Diese Divisionen sollen die Dritte Armee für den Angriff verstärken. «Ich kann nichts Wirksameres tun», glaubt Haig, «als selbst auf dem bekannten Gelände nördlich der Somme anzugreifen... In fünfzehn Tagen oder spätestens drei Wochen werde ich zum Angriff bereit sein.»¹⁰⁴ Ein überstürzter britischer Entlastungsstoß mit fünfzehn Divisionen – Haig tappt in Falkenhayns Falle.

Dienstag, 22. Februar. Sektor Verdun, Caures-Wald. Die «neun schwächeren Patrouillen» der Division aus Darmstadt sind gestern im Caures-Wald ebenfalls auf unversehrte Blockhäuser und Drahtverhaue gestoßen.¹⁰⁵ Vor der zweiten französischen Grabenlinie wurde das Abwehrfeuer derartig stark, dass die meisten Patrouillen wie befohlen in ihre Ausgangstellung zurückgingen.¹⁰⁶ Schon jetzt, nach dem ersten Artillerieüberfall, war der Caures-Wald kaum wiederzuerkennen.¹⁰⁷ Kühnes Patrouillen allerdings haben festgestellt, «dass die Minen durchweg mitten zwischen dem ersten und zweiten Graben gelegen hatten, so dass die Gräben fast unberührt waren ...».¹⁰⁸ Heute sollen die Minenwerfer, mit neuen Zielangaben versehen, die beiden vordersten Linien der Jäger punktgenau zerstören. Kaum die Hälfte von Driants Soldaten ist inzwischen noch unverwundet.¹⁰⁹ Vielleicht erinnert der Oberst an seinen Tagesbefehl vom 15. Januar: «Jäger ergeben sich nicht.»¹¹⁰

Am äußersten rechten deutschen Angriffsflügel, im «Abschnitt A», hat General von Zwehl die «Vorfühl»-Befehle Knobelsdorfs in den Wind geschlagen. Zwehls VII. Reservekorps konnte die größten Fort-

schritte erzielen. Im «Abschnitt B» sollen nun auch die Hessen ähnlich weit vorankommen. Frühmorgens spricht Knobelsdorf telefonisch mit dem Stabschef des XVIII. Armeekorps, drängt auf Wegnahme des Caures-Waldes und fordert ein Zusammenwirken mit den brandenburgischen Nachbarverbänden¹¹¹ – taktische Flankierungen und das vorbereitende Feuer der Artillerie sollen den Darmstädtern beim Vorstoß helfen. Ehrgeizig legt Knobelsdorf nahe, die Tagesziele zu erweitern. Tatsächlich hat Kühnes Division nun nicht nur den Caures-Wald, sondern auch Beaumont und den Fosses-Wald zu nehmen.¹¹²

Seit 7.00 Uhr liegt auf dem Caures-Wald abermals deutscher Artilleriebeschuss. Diesmal schlagen die Minenwerfer große Schneisen in die Verhaue.¹¹³ An der Nordwestecke des Waldes liegt der junge Oberleutnant Robin in Stellung, Führer der 9. Kompanie. Auf der Suche nach Deckung irren Überlebende seiner Kompanie im Hagel der Granaten umher. Einer der Jäger erreicht die Kante von Robins Gefechtsstand, ruft «Herr Leutnant, der Unterstand ...»¹¹⁴ und verschwindet in einer Detonation. Bald sind die Gräben der ersten Linie völlig zerstört. Auch Robin wird verschüttet, kann sich aber wieder ausgraben. Als die deutsche Artillerie ihr Feuer um 11.00 Uhr nach Süden verlegt, setzt sich die Masse des XVIII. Armeekorps in Wellen mit zwei Minuten Abstand in Bewegung. Fast unmittelbar nach dem Ende der Beschießung wird Robins Bunker umzingelt. «Großvater» Stéphane, der sich in der Nähe des Oberleutnants befindet, schildert das Geschehen: ««Schießen, um Gottes willen, schießen!», brüllt Robin. «Unmöglich», ruft ein Jäger zurück, «sie sind da, zu Hunderten, nur sechs Meter weg.» – «Egal, Feuer!» – «Das ist verrückt, Herr Leutnant, ich sage Ihnen doch, sie sind da, mehr als hundert Mann haben den Gefechtsstand umzingelt!»»¹¹⁵ Laut Stéphane bricht der junge Robin in Tränen aus: «Was sollen wir denn jetzt tun?» Stéphane hört eine Stimme in gutem Französisch: «Ist da jemand drin?» Dann erscheint das Gesicht eines deutschen Soldaten mit goldgeränderter Brille und blassem Gesicht.¹¹⁶ Andere Soldaten der Kompanie leisten Widerstand. Ein Kolbenschlag zertrümmert das Gesicht des Jägers Hénin. Oberfeldwebel Simon wird durch eine Handgranate entstellt und der Bauch von Unteroffizier Dubois durch ein Bajonett aufgerissen.¹¹⁷ Die ersten Gefangenen, «zum Teil sehr erschöpft», erreichen zwi-

schen 13.00 und 14.00 Uhr das Hauptquartier Kühnes: ein Offizier und fünfzig Mann vom Jägerbataillon 59. «Sie machten keinen Hehl aus der Zufriedenheit mit ihrem Geschick.»¹¹⁸ Am Nordzipfel des Waldes leisten die Jäger von Hauptmann Séguin hartnäckig Widerstand. Doch die Kompanie wird aufgerieben: Zunächst sind es vierzig, dann noch zehn Soldaten mit sechs brauchbaren Gewehren.¹¹⁹ In einigen Gräben bringen deutsche Pioniere Flammenwerfer zum Einsatz. Leutnant Pagnon wird «furchtbar entstellt».¹²⁰ Andernorts entwickeln sich Handgranaten-, Bajonett-, Spaten-, Messer- und Kolbenkämpfe – ein archaisches Ringen Mann gegen Mann. Séguin, schon am Fuß verwundet, verliert durch ein Artillerieschoss den rechten Arm. Während ein Feldwebel seine Schnürsenkel als Aderpresse benutzt, wird Séguins Gefechtsstand überannt. Zwischen dem verstümmelten Séguin und einem hessischen Offizier kommt es zu einer unwirklichen Begegnung: «Mon Capitaine», redet ihn der Hesse an, «je vous félicite pour votre résistance, et vous fais mes condoléances pour vos blessures.»¹²¹ – «Herr Hauptmann, ich gratuliere zu Ihrem Widerstand. Mein Beileid wegen Ihrer Verwundungen.»

Außergewöhnliches ereignet sich gegen 14.00 Uhr unweit des Bunkers von Driant. An der Straße nach Ville stehen zwei französische Maschinengewehre.¹²² Ihre Garben streichen die Straße entlang und machen den Angreifern, so Kühne, «das Überschreiten unmöglich».¹²³ Feldartillerist Leutnant Deinhardt erhält Befehl, mit seinem Geschütz die Bedienungen der Maschinengewehre niederzukämpfen. Ein «regelrechter Zweikampf auf 500 Meter»¹²⁴ beginnt. Eine Maschinengewehr-Bedienung bricht den Kampf offenbar sofort ab und eilt, berichtet Unteroffizier Murat, mit ihrem Maschinengewehr zum Bunker Driants, «um dem Oberst zu melden, dass auf der Straße nach Ville ein 7,7-cm-Geschütz aufgestellt ist...». Driant erwidert: «Meine Freunde, dann werdet ihr ganz einfach euer MG der Straße genau gegenüber aufstellen, und dann gebe ich den Artilleristen keine Minute mehr.»¹²⁵ Die Schützen zögern, erkennbar verunsichert, gehen schließlich aber, so Murat, «etwa 30 Meter vor uns, gegenüber der Straße nach Ville», abermals in Stellung. «Schon hören wir die ersten Garben rattern.»¹²⁶ Alles in allem dauert der Kampf etwa zwanzig Minuten. Das deutsche Feldgeschütz, zuletzt von drei Offizieren bedient, bleibt in «ruhigem, gut ge-

zielten Feuer». ¹²⁷ Und: «Wie Hagel prasseln die M.G.-Geschosse gegen die Schutzschilde.» ¹²⁸ Dann erhalten die zwei Schützen, die Driant zurück ins Gefecht geschickt hat, einen «Volltreffer». ¹²⁹ Das Maschinengewehr wird «samt seiner Bedienung ... vernichtet». ¹³⁰ Die Männer am zweiten Maschinengewehr ergreifen die Flucht. Gegen 16.00 Uhr kämpfen am Driant-Bunker noch etwa hundertzwanzig Jäger. Hessische Infanterie und das Feldgeschütz von Leutnant Deinhardt beschießen «pausenlos» den Gefechtsstand. «Aus allen Richtungen», so Murat, «pfeifen uns die Kugeln um die Ohren.» ¹³¹ Vielleicht sechzig Meter sind die hessischen Infanteristen jetzt noch entfernt. «Hurra»-Gebrüll und deutsche Hornsignale pflanzen «sich durch den ganzen Wald fort». ¹³²

Nach kurzer Beratung mit seinen Bataillonskommandeuren beschließt Driant den Rückzug in Richtung Beaumont. Der Oberst verbrennt seine Papiere. Die Offiziere raffen drei Gruppen zusammen. Sie sollen sich beim Zurückgehen gegenseitig decken. Französische Hornisten blasen Rückzugssignale. Am Sanitätsposten südlich des Bunkers wechselt Driant einige Worte mit Martimprey. Der Pater will bei den Sterbenden bleiben. ¹³³ Als die Gruppe Driants aus dem Waldrand austritt, erhält sie infanteristisches Feuer. Jäger Papin wird von einer Kugel getroffen. Driant holt ein Verbandspäckchen hervor, verbindet Papin in einem Trichter und läuft weiter. Noch immer erhalten die weichenden Jäger mit «tollem Geknalle» ¹³⁴ Verfolgungsfeuer von hessischen Infanteristen am Rande des Waldes. Unteroffizier Jules Hacquin berichtet: «Ich hatte mich gerade in einen Granattrichter fallen lassen, als der Unteroffizier Coisne, der einen Schritt vor Oberst Driant lief, sich in denselben Trichter wie ich fallen ließ. Ich habe deutlich gesehen, wie Oberst Driant am Rande dieses Granattrichters die Arme ausstreckte, «Oh, mein Gott!» sagte, dann eine halbe Drehung um sich selbst machte und nach hinten mit dem Gesicht zum Wald zusammenbrach. ... Er gab kein Lebenszeichen mehr von sich, das Blut quoll ihm aus einer Wunde am Kopf und auch aus dem Mund. Er hatte die Blässe einer Leiche und seine Augen waren halb geschlossen. Es kann etwa 16.30 Uhr gewesen sein.» ¹³⁵ Möglicherweise hat eine MG-Bedienung auf der Wavrille die Gruppe Driants mit deutschen Infanteristen verwechselt. ¹³⁶ Auf sein

Glück jedenfalls, im letzten Brief an seine Frau beschworen, hoffte der Oberst vergebens.

Am späten Abend ist der Caures-Wald in hessischen Händen. Doch ein Nachstoßen bis Beaumont erscheint im Kreuzfeuer französischer Maschinengewehre völlig unmöglich. Denn MG-Bedienungen sitzen im Fay-Wäldchen und auf der Wavrille. In jeder Minute können sie vierhundert 8-mm-Geschosse verschießen. Das «Vorgehen über die freie Fläche gegen Beaumont», so Kühne, «wäre für uns ein wahres Spießrutenlaufen gewesen.»¹³⁷ Und so müssen die Hessen im Caures-Wald schanzen. Nun aber legt die Artillerie des Gegners ihrerseits Dauerfeuer auf den Wald. Am frühen Morgen trifft Georg Wolf, Schütze im Infanterieregiment 87, auf völlig verstörte, schluchzende Angehörige seiner Kompanie. Granaten haben einem Kameraden den Kopf abgerissen.¹³⁸ Über dem Caures-Wald liegt dichter Nebel.

Wie viele Jäger gestorben sind, ist zweifelsfrei nicht mehr zu klären. Beide Bataillone bestanden zusammen aus etwa tausenddreihundert Mann. Victor Kühne zufolge nahm die 25. Division, eingesetzt ausschließlich im Caures-Wald, während der ersten beiden Tage ihrer Kämpfe siebenhundertzehn Mann gefangen.¹³⁹ Offenbar hat Kühne die Zahl seinem Tagebuch entnommen. Als er in den dreißiger Jahren den Bericht über die Gefechte verfasste, waren solche Angaben im Heeresarchiv noch überprüfbar; kaum vorstellbar also, dass der General übertrieben hat. Laut Horne erreichten «eine Handvoll Offiziere und ungefähr 500 Mann» die «französischen Linien».¹⁴⁰ Alle drei Zahlen legen nahe, dass im Caures-Wald etwa neunzig Jäger zu Tode gekommen sind. Unter Kühnes Gefangenen waren möglicherweise Angehörige von Nachbarverbänden. Und Hornes Zahl ist lediglich eine Schätzung. Dennoch scheint klar: Die Jäger Driants haben weder auffallend zahlreich ihr Leben «geopfert» noch den Vorstoß der Angreifer planwidrig verzögert.¹⁴¹ Sobald sie in Gefangenschaft gerieten – und das ist hundertfach geschehen –, waren die meisten Jäger erkennbar erleichtert, noch am Leben zu sein. Einen Tag später wird Tappen notieren: Es gehe «alles völlig nach Wunsch».¹⁴²

Oberst Driant bleibt auch im Tode eine öffentliche Person. Staatspräsident Poincaré und der König von Spanien schalten sich ein in die Klä-

rung der Frage, ob Driant in Gefangenschaft geraten oder umgekommen ist.¹⁴³ Und schon bald deuten Truppenführer, Priester, Parlamentarier, Journalisten und die «Liga der Patrioten», allen voran Maurice Barrès, Schriftsteller und Abgeordneter der nationalistischen Rechten, das Geschehen als Opfergang. Sie überhöhen die Kämpfe als Vorbild für eine «Pflicht zum Sterben».¹⁴⁴

Kühnes Soldaten schaffen Oberst Driant und sieben weiteren Jägern «schöne Grabstätten, die mit Tannen bepflanzt und mit zierlichen Birken- und Kieferländern» umzogen sind. «Namensschilder» werden «an Birkenstämmchen» befestigt. In den späteren Kämpfen wird französische Artillerie die Gräber zerstören. «Ich hatte sie aber», ergänzt Kühne, «photographiert und habe über die Schweiz Abzüge an Frau Driant gesandt.»¹⁴⁵ Schon Mitte März wird Marcelle Driant auch einen Brief aus Wiesbaden erhalten. Als Tochter Boulangers kennt sie die Macht der Presse: Marcelle Driant überlässt das Schreiben Barrès, dem politischen Mitkämpfer ihres Mannes. Barrès veröffentlicht es im *L'Écho de Paris*. «Hier ist der deutsche Brief», hilft Barrès seinen Lesern, «der das Leben eines großen Franzosen beschließt»:¹⁴⁶

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de